

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

235 (8.10.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 75

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 75.

Karlsruhe, Diensag den 8. Oktober 1912.

32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 75:

Der Morgen. — Licht- und Luftverhältnisse auf dem Monde. — Matarow. — Ausstellung der deutschen Nähmaschinen-Industrie in Köln. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

Der Morgen.

Gedicht von Alfons Pevold.*)

Wenn wir im trunken süßen Spiel
Der Liebe eine Nacht vertan,
So ruft der Wächter Tag und kühl
Mit seiner harten Stimme an:
Wacht auf, wacht auf, hebt euch empor!
Hört ihr der Arbeitsglocke Ton!
Steht auf, denn der Fabriken Tor
Sah sich für euch geöffnet schon!
Ich heb mich jäh aus Luft und Aus,
Der Gott, wie flüchtig ist die Zeit!
Indes ich geh der Arbeit zu,
Denn dem ich in herbem Leid.
Dich hab ich nur in Nacht und Traum!
Fremd ist mir über Tag dein Leib,
Denn in der Werkstätt düstrem Raum
Ist die Maschine nur mein Weib.

*) Von dem jungen Wiener Lyriker Alfons Pevold, der mit seinen ersten Büchern „Troch alledem“, „Seltame Musik“ und „Memoiren eines Auges“ erfolgreich die Aufmerksamkeit auf sich zog, erscheint in nächster Zeit im Erdgeist-Verlag Leipzig ein umfangreiches Werkbuch „Der Ewige und die Stunde“, dessen 3. Teil, der soziale Lyrik bietet, wir jetzt bereits obige Probe entnehmen können.

Licht- und Luftverhältnisse auf dem Monde.

Unter guter Mond, der so sanft und freundlich auf die Dächer scheint oder bisweilen träumerisch durch die Nebel lugt, der sollte, so möchte man denken, auch „bei sich zuhause“ es recht hübsch haben, und eine „Mondlandschaft“ auf dem Monde stellt man sich wohl gern so vor wie eine irdische Mondlandschaft, nur ein wenig eintöniger. Von dem völlig unheimlichen Charakter einer solchen Mondlandschaft, die neben der Dede auf den eigentümlichen, für uns kaum vorstellbaren Licht- und Luftverhältnissen beruht, gibt uns J. S. Fabre, der bekante Altmeister naturwissenschaftlicher Schilderungskunst, eine anschauliche Vorstellung (S. 8. Fabre, Der Sternenhimmel, deutsche Bearbeitung von Dr. A. Graff, Uebersetzung des Originals durch B. Ulmer. Mit vielen Tafeln und Textbildern. 376 S. Kosmos, Franckische Verlagshandlung, Stuttgart; in Leinwand geb. 4,80 Mk.).

Dem Beobachter des Mondes fällt eine Tatsache besonders auf: die seltsame Schärfe der Lichter und Schatten, das auffallende Grelle der Beleuchtung auf der Mondoberfläche. Unsere vertrautesten Vorstellungen über die Verteilung von Licht und Schatten sind hier zerstört. Bei uns, auf der Erde, läßt sich die Entfernung viel sicherer schätzen, da wir die Dinge, je nach ihrem Abstände, durch einen dünneren oder dichteren Dunstschleier sehen, und die Abstufungen in der Färbung uns das Urteil über den Abstand eines Gegenstandes erleichtern. Auf dem Monde aber gibt es an sonnengehäufter Stelle keinen Halbschatten, wie wir ihn kennen, sondern unmittelbar neben dem grellsten Licht die finstere Nacht. Von der Erde aus zeigt uns das einfachste Fernrohr die Mondschatten so tief schwarz, so scharf abgegrenzt, wie einen Tintenleck auf dem Papier. Der Mond hat also kein zerstreutes Licht, keine Dämmerung; wenn die Sonne auf- oder untergeht, kommen Tag und Nacht plötzlich, ohne irgendeinen Uebergang; jener mit dem blendenden Glanze seines Lichtes, diese mit der ganzen

Tiefe ihrer Finsternis. Zudem ist der Himmel hier niemals blau; bei Tage und bei Nacht, in Gegenwart der Sonne wie in ihrer Abwesenheit, ist der Himmelsraum von schauerlicher Dunkelheit, allerdings gemildert von dem Glanz der ungetrübt strahlenden Gestirne. Kaum glauben wir uns im Reiche der Wirklichkeit unter diesem schwarzen sternbesäten Himmel und angeichts dieser Mondlandschaften, auf die die gespensterhaften Schatten ihrer gahllosen Krater fallen.

So viel erleben wir schon jetzt aus dem ganzen Eindruck, den wir vom Mond bisher gewonnen haben, daß er wahrscheinlich keine Luftkülle besitzt wie die Erde. Daraus folgt dann naturgemäß das Fehlen des zerstreuten Lichts und der Dämmerung, die Schroffheit der Schatten und der finstere, am Tage sternbesäte Himmel.

Zunächst lehrt uns eine sehr einfache Beobachtung des Mondes, daß seine Atmosphäre, falls unser Trabant überhaupt eine solche besitzt, sicher keine Wolkenbildung zeigt. Eine bestimmte Wirkung unserer Atmosphäre könnte uns auch beim Monde nicht entgehen, nämlich der allmähliche Uebergang vom Tage zur Nacht. Von den zuerst oder zuletzt erleuchteten Höhen des Luftmeers wird uns das Licht zurückgeworfen und bildet in der Morgen- und Abenddämmerung den Vorläufer des Tages oder der Nacht. Ein Beobachter, der die Erdkugel in einiger Entfernung betrachtet, würde sie also nicht durch eine scharf begrenzte Linie in eine dunkle und eine helle Partie geteilt sehen, sondern zwischen der Schatten- und Lichtregion eine undeutliche, matt erleuchtete Zone erblicken.

Auf der Mondoberfläche ist davon nichts zu bemerken. Die dunkle und die erleuchtete Partie werden durch eine scharfe Linie ohne vermittelnden Dämmerichlein abgegrenzt. Besitzt also der Mond zwischen Tag und Nacht keine Dämmerungszone, so ist die Schlußfolgerung ganz klar: es gibt dort keine der irdigen ähnliche Atmosphäre.

Aus dem Nichtvorhandensein einer Atmosphäre schließt man notwendigerweise auch das Fehlen des Wassers, denn wenn es große Meere, Seen oder Teiche auf dem Monde gäbe, fände hier natürlich, ebenso wie auf der Erde, auch eine Verdunstung statt. Infolge der ununterbrochenen vierzehntägigen Sonnenbestrahlung müßte die Verdunstung geradezu ins Ungeheure steigen, so daß das Gestrir von einem dichten Wolken- und Dunstmantel eingehüllt würde. Da aber ein solcher fehlt, muß der Boden überall trocken sein.

Weder Wasser noch Luft! In Ermangelung dieser beiden ersten Lebensbedingungen ist der Mond das ausschließlichste Reich des rohen Stoffes, vorausgesetzt, daß im Wesen des Weltbaus unabänderliche Gesetze walten, die mit denen der Erde übereinstimmen. Der Mond bildet also eine ewig schweigende Einsamkeit, eine Wüste trauriger Startheit, wo Pflanze und Tier, wie wir sie kennen, unmöglich ihr Leben fristen können. Der Moosrasen auf dem Granit unserer Berge findet im Nachttau den für seine dürstenden Wurzeln notwendigen Wassertropfen und in den Gafen des Luftmeeres die Nahrung für seine Blätter. Wenn die kräftigste Pflanze des Luftbades beraubt wäre und auf ewig trockenen Felsen weiterleben sollte, würde ihr Dasein zur Unmöglichkeit. Was soll man erst von den höheren Pflanzen oder gar vom Tier sagen, deren Leben viel zarter, gebrechlicher ist? Nichts Ähnliches kann sich wohl auf dem Monde vorfinden.

Man kann dies mit um so größerem Rechte behaupten, als sich dem Luft- und Wassermangel des Mondes ein todbringender Wechsel äußerster Temperaturgegenstände hinzugefügt. Der Mond braucht ungefähr 30mal so viel Zeit als die Erde, um sich einmal um die Achse zu drehen, d. h. um alle Teile seiner Oberfläche der Reihe nach den Sonnenstrahlen darzubieten. Während 15 mal 24 Stunden bleibt jede seiner Halbkugeln ununterbrochen unter der Wirkung der Sonnenstrahlen; während 15 mal 24 Stunden ist sie in den Schatten der Nacht getaucht. Die Temperatur der 360,

Christlich-katholische Weinbeilage, Märcher, Wandbilder und Wandsticker werden also jedenfalls vom Eucharistischen Kongreß profitiert haben, wenn sie die Mahnung des Wiener Diözesanblattes beachteten.

Eine saubere Stadt. Saint-Lo in der Normandie ist der Sitz eines Präfecten, aber es besitzt keine Badeanstalt. Die Jungen haben in der Vire und im übrigen sind die 12 000 Einwohner der kleinen Stadt natürlich sauber. Auf Grund einer stillschweigenden Vereinbarung zwischen den Hotelbesitzern der Stadt erhalten die durchreisenden Fremden, die in Gasthäusern wohnen, für ihre Waschungen einen Liter Wasser pro Tag. Kürzlich kam nun aber ein Reisender auf die originale Idee, ein Bad nehmen zu wollen. Er wandte sich an die Verwaltung des städtischen Krankenhauses mit der höflichen Anfrage, ob man vielleicht — wie das in einigen Städten der Bretagne Sitte ist — für Geld und gute Worte im Hospital baden dürfe. Man führte den merkwürdigen Mann zum Hausmeister, der, nachdem er den Fall reiflich erwogen hatte, die gewichtigen Worte sprach: „Wenden Sie sich gefälligst mit einer schriftlichen Eingabe an den Direktor.“ Der Reisende fand es sehr dröckig, aber er dachte: „Wollen sehen, was da herauskommt“ und schrieb tatsächlich die alleruntertänigste Eingabe. Das Schriftstück muß wohl überaus gewissenhaft studiert worden sein, denn die Antwort traf erst drei Tage nach der Abreise des badehungrigen Reisenden ein und verfolgte ihn nun von Poststation zu Poststation, bis sie ihn endlich in Paris erreichte. „Dem Herrn C. wird ausnahmsweise gestattet, im Krankenhaus ein Bad zu nehmen, jedoch unter der Bedingung, daß er durch eine ärztliche Bescheinigung den Beweis erbringt, daß dieses Heilmittel für seinen Gesundheitszustand unbedingt notwendig ist.“

Stumpfsinn oder Gemeinheit? Unter ungeheurer Beteiligung der Prager Bevölkerung und in Anwesenheit der Vertreter aller offiziellen Kreise wurde der große tschechische Dichter und Uebersetzer Jaroslav Vrchlický in einem Ehrengrabe auf Kosten der Stadt Prag beigelegt. Dem Begräbnis ging ein Skandal voraus, wie er nur in Oesterreich möglich ist. Vrchlický starb in Laus und wurde nach Prag überführt. Die Kaiserliche Staatsbahndirektion stellte zur Ueberführung der Leiche einen gewöhnlichen Viehwagen bei, der die Bezeichnung Gg. 32 789 und die pietätvolle Aufschrift „für 35 Mann oder 6 Pferde“ trug. Gegen diese Handlungsweise wurde eine scharf abgefaßte Beschwerde eingereicht. Offenlich stellt sich heraus, ob dem empörenden Vorgang nur bürokratischer Stumpfsinn oder deutsch-nationale Gemeinheit und absichtliche Verunglimpfung vorliegt. Auf jeden Fall heißt dieser Skandal ausreichende Sühne.

Von den Thurgauern berichtet ein Leser der „Kölnischen Zeitung“ lustige Geschichten:

„Weißt du,“ hat ein Thurgauer Freund zu mir gesagt, „was die Thurgauer für Finger haben?“ — „Nun,“ sage ich, „wahrscheinlich lange Finger.“ — „Keine Spur,“ sagte er, „kurze — sie sind ganz abgebraucht vom vielen Stehlen.“ Und dann hat mir derselbe Thurgauer noch von seinen Landsteuten erzählt, beim Eingang in eine Ausstellung bekamen sie eine Fische in jede Hand. Die müßten sie beim Ausgang wieder vorweisen. Sicher sei sicher. . . Und einmal seien ein Appenzeller, ein Berner, ein Glarner und ein Thurgauer eingeladen gewesen. Da hätte der Appenzeller beim Nachhauseweg gesagt: „Sahst ihr die silberne Uhr auf dem Tisch liegen?“ — „Die hätten wir eigentlich mitnehmen können,“ sagte der Berner. — „Sah ich schon,“ sagte der Glarner. — „Gehabt,“ sagte der Thurgauer. Da hatte er sie ihm aus der Tasche gestohlen. . .

Und weiter hat mir der Thurgauer Freund erzählt, in Thurgau hätten sie keine Leichenschau nötig. Da lege man einfach ein Fünfstundenstück auf das Kästchen neben das Bett. Und wenn man nach einer Viertelstunde nachsehe, und die fünf Franken seien immer noch da, so wäre das der sicherste Beweis, daß der Mann wirklich tot und nicht etwa nur scheinot sei. . .

Aber alle diese Geschichten von den Thurgauern hätten einen ersten Hintergrund und eine Ehrenrettung; denn in früheren Jahren seien die Thurgauer hart bedrückt gewesen von den Bögten. So hart, daß es ihnen oft am Aller nötigsten mangelte, um ihr Leben durchzubringen — so wurden sie von den Bögten gebrandschikt. Und da hätten sie sich in ihrer Not oft nicht anders zu helfen gewußt als mit dem, was man anderswo den „böhmischen Zirkel“ nennt.

Für unsere Frauen.

Das Grab der Negerfrau.

Ueber die Beerdigung der in München in voriger Woche verstorbenen Somalifrau schreibt G. W. in der „Münchener Post“:

Am Mittwoch nachmittag luden die stierenden Somalis wieder wie gewöhnlich die Gasse des Ausstellungsparkes. Die Aufregung über die medizinische Versammlung ihrer vom rauhen Münchener Klima dahingerafften Stammesgenossen schien vorüber. Sie hatten kontraktmäßig wieder lustig und wild zu sein, kontraktmäßig ihrem Unternehmer Geld zu verdienen, kontraktmäßig ihre Volksfitten dem Publikum vorzuspielen.

Tags darauf aber wurde aus dem Spiele ernst. Die Schausteller wurden Menschen für sich selbst und diesmal wehrte die Vorführung von Volksfitten, gerade weil sie ganz echt war, das Publikum ab.

An Maria Himmelfahrt um die erste Stunde wurde die arme, an der Ausbeutung „wilder“ Völkerschaften gestorbene und wissenschaftlich zerschnittene Negerfrau auf dem Waldfriedhof begraben.

Die Münchener waren zu hellen Haufen hinausgeströmt. Sie fanden — mit Recht — verschlossene Tore. Einmal doch wollten die Schwarzen nicht Objekte der Schaustellung sein. Draußen drängten sich die Enttäuschten und Wagenmütige Kletterer auf die weiße Mauer, um zwischen den dunklen Tannen irgend etwas Phantastisches, Erotisches zu erspähen. Vergeltens!

Währenddessen war in einem stillen Waldwinkel vor wenigen Zuschauern der schlichte graue Sarg der Toten aufgestellt worden. Zwölf Männer und Jünglinge des Stammes standen um ihn und murmelten leise Gebete; Weibrauch dampfte aus den Tongefäßen. Nun saßen einige den Sarg an und trugen ihn vor das tiefe, weit ausgegrabene Erdloch. Sie benutzten nicht die Keimen, die bereit lagen, um den Sarg hinaufzuseifen, sondern stiegen selbst in die Grube und stellten das graue Gehäuse sorgsam hinunter. Die Weibrauchgefäße wurden hinabgerückt und ränderten dort, bis die Grube von Duftwolken erfüllt war. Jetzt begannen die Männer, während sie in singendem Tonfall die gleichen Worte immer wiederholten, den Kies, der seitwärts aufgeschichtet lag, über den Sarg zu werfen. Alle arbeiteten mit den Händen, denn es war nur eine große Schaufel und eine winzige zurechtgelogte. Den Männern in der Grube fielen Kiesel und Sand aufs Haar, sie stampften das hinabgeschaukelte und mit den Fingern mühselig hinabgegrabte Geröll über dem Sarge fest. Trost aller kerkenden Arbeit wurde die Grube nicht voll. Man belehrte sie, daß die Totengräber des Friedhofes das Loch mit Erde anfüllen würden. Aber sie wollten das Begräbnis selbst vollenden, da erst nach der Vergang des Sarges die Trauerfeier beginnt. Endlich aber, als die Kiesvorräte zu Ende gingen und das Grab noch weit klappte, gaben sie nach, hörten mit dem Schaufeln und Scharren auf und die Männer in der Grube stiegen heraus.

Dann setzten sie sich, in sich gebeugt, zur Totenfeier um die Grube. Ein junger, hochgewachsener Neger las aufrechtstehend mit wohlklingender dunkler Stimme aus einem abgerissenen Büchlein eine Litanei. Die anderen antworteten im Chöre. Der Häuptling der Toten sprach schließlich ein Gebet, dessen Worte singend wiederholt oder beantwortet wurden, immer leiser wurde die Zwiesprache mit dem Jenenseits. Die zwölf Männer hockten in dem gelben Kieselgeröll. Ihre feingliedrigen Gestalten waren in weiße Tücher gehüllt, die dunklen Köpfe, Nacken, Beine leuchteten wie Bronze. Ihre Miene waren unbewegt, sie lichen keinen Schmerz erkennen, die Augen keine Tränen fallen. Zuweilen spie einer weithin zischend auf die Erde, um wieder fortzufahren und zwischen den herrlichen weißen Zähnen sein Gebet zu singen.

Abseits von dem Grabe hockten die Weiber. Sie hatten keinen Blick in die Grube getan und keine Erde über die tote geschüttet. Ihr Teil war: still zu beten in geräuschloser Trauer wie die Männer. Ohne Klagen, ohne Tränen und ohne Gesten — reglos kauend auf dem Masengrün zwischen den Bäumen. Friedliche Morgenstille atmete aus den alten ersten Tannen. Sie hielten sich ruhig wie das Weh der Trauernden. Und als das Gebet leise, zuletzt in feierlich verwehendem Flüstern erlosch, wie ein Gleichnis abscheidenden Lebens, erhoben sich die Männer und gingen von der Toten. Hinter ihnen folgten die Frauen mit den Weibrauchgefäßen.

An einem Brunnen des Friedhofes wuschen sich die Männer die von der Erarbeit gelb bestäubten Hände und Füße. Dann stiegen sie mit den Frauen in die Automobile. Vor der Mauer am Eingang stand es Kopf an Kopf; wenigstens ein bißchen Nachtrauer der Schwarzen wolte man erblicken. Und alle strömten durch die geöffneten Tore, um das Grab der Negerfrau zu sehen, das doch nichts war wie ein großes halbgelbtes Erdloch.



